

Jana Frey



Rückwärts ist kein Weg

Schwanger mit 14

Unverkäufliche
Leseprobe

 Loewe

Bisher von **Jana Frey** im
Loewe Verlag erschienen:

Das eiskalte Paradies
Der verlorene Blick
Höhenflug abwärts
Ich, die andere
Verrückt vor Angst

Jana Frey

Rückwärts ist kein Weg

Schwanger mit 14



Unterrichtsmaterial zu diesem Buch
finden Sie auf unserem Pädagogen-Portal
unter www.loewe-schule.de.

Für Lilli und Camillo
Für Inge Kiesau



1. Auflage 2014 als Loewe-Schulausgabe
© für diese Ausgabe 2005 Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Coverfoto: iStockphoto © humonia
Covergestaltung: Barbara Heinlein
Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

PROLOG

Lilli setzte sich mir gegenüber und schaute mich direkt an. Dann erzählte sie mir mit leiser Stimme ihre Geschichte.

Und Davids Geschichte.

Und Camillos Geschichte.

Wie alles anfing. Und wie alles durcheinander und außer Kontrolle geriet.

Und wie es heute ist.

1

Wir waren die kleinste Familie der Welt, denn es gab nur meine Mutter und mich.

Meine Freundin Annalena hat eine Mutter und einen Vater und einen Stiefvater und eine Schwester und eine Halbschwester und einen kleinen Neffen. Außerdem hat sie zwei Großmütter und eine Stiefoma und einen Stiefopa. Und die Stiefoma hat selbst noch ihre Mutter, die damit sozusagen Annalenas Stiefuroma ist. Annalena besucht sie fast jede Woche für einen Nachmittag und spielt mit ihr Nintendo oder diskutiert mit ihr über das Leben und solche Sachen.

Meine Freundin Viktoria hat auch eine Mutter und einen Stiefvater und drei kleine Halbgeschwister, und ihr leiblicher Vater lebt in Paris und ist dort auch wieder verheiratet und hat zwei kleine Zwillingssöhne, die Viktorias Halbbrüder sind und die sie in den Ferien besucht. Außerdem hat sie eine Großmutter, die mit ihr im selben Haus wohnt, und einen französischen Großvater, der bei ihrem Vater in Paris wohnt.

Und dann gab es da eben mich und meine Mutter.

Einmal, vor zwei Jahren, in der siebten Klasse, bekamen wir in Gemeinschaftskunde als Hausaufgabe auf, unsere Wurzeln zu suchen. Wir sollten unsere Familie beschreiben und einen Familienstammbaum erstellen.

„Toll, in meinem Fall eine schnelle Hausaufgabe“, sagte ich achselzuckend zu Annalena. „Ich schreibe meinen Namen und den Namen meiner Mutter hin und – voilà – mein Familienstammbaum ist komplett!“

Nachdenklich starrte ich aus dem Fenster. Draußen war Winter, kalter, nasser, trostloser Februarwinter. Weihnach-

ten war vorbei, Silvester war vorbei, die Weihnachtsferien waren vorbei. Und ich fühlte mich auf einmal merkwürdig traurig.

Diese Vater-Gefühle, die kannte ich natürlich schon lange. Diese *Wo-ist-er?-Was-macht-er?-Denkt-er-manchmal-an-mich?-Warum-meldet-er-sich-nie-bei-mir?*-Gefühle. Aber zum ersten Mal vermisste ich auch eine Drumherumfamilie. Die Eltern meiner Mutter. Die Eltern meines fremden Vaters. Meine Mutter hatte keine Geschwister. Hatte mein Vater welche?

Dass meine Mutter überhaupt existierte, war nur ein Zufall, ein kleiner, geheim gehaltener Skandal, eine verstrickte Angelegenheit. Ihr Vater war ein katholischer Priester gewesen. Und ihre Mutter stammte aus Polen und hatte jahrelang als Haushälterin im katholischen Pfarrhaus gearbeitet. Und erst als sie schon über vierzig war, wurde sie schwanger und bekam meine Mutter. Der Vater meiner Mutter war sogar schon über fünfzig, und er stand nie zu diesem Kind, das er nicht hätte zeugen dürfen. Er blieb in seiner Kirche und vertuschte die Sache, so gut es ging, indem er meine Großmutter, schwanger wie sie war, zurück nach Polen schickte. Dort wuchs meine Mutter auf und kam erst nach Deutschland, als sie die Schule beendet hatte und ihren Vater kennenlernen wollte. Aber der war in der Zwischenzeit längst gestorben. Trotzdem blieb meine Mutter hier. Und als sie gerade mit mir schwanger war, starb ihre Mutter in Polen.

„Was weißt du überhaupt von deinem Vater?“, fragte mich Annalena an diesem Februarnachmittag.

Ich zuckte mit den Schultern.

„So gut wie nichts“, sagte ich schließlich leise.

„So gut wie nichts heißt, dass du doch etwas weißt“, sagte Annalena und legte ihren Arm um meine Schulter. Ich

starrte weiter aus dem Fenster in den grau verhangenen Winterhimmel. Das Haus, in dem ich damals wohnte, war ein relativ einsam stehendes Hochhaus und man fühlte sich von meinem Zimmer aus fast wie im Himmel. Gerade schoss eine große Formation kreischender Vögel über den Himmel, ganz in unserer Nähe. Schön sah das aus, schön wild und ein bisschen unheimlich.

„Erzähl doch mal“, bohrte Annalena.

„Was?“, fragte ich und dachte verwirrt daran, wie vielen Zufällen ich es verdankte, dass ich überhaupt geboren werden konnte.

„Von deinem Vater“, sagte Annalena.

Die Vögel waren vom Himmel verschwunden, aber schon im nächsten Moment kamen sie wie aus dem Nichts zurück und wirbelten in einem triumphierenden schwarzen Bogen erneut an meinem Fenster vorbei. Wieder kreischten sie dabei wie verrückt. Sie schienen dieses wilde Herumfliegen aus reinem Vergnügen zu betreiben. Ob sie eine Familie hatten? Krähenvater, Krähenmutter, Krähenkinder, Tanten, Onkel, Großeltern? Gab es so etwas? Oder waren sie bunt durcheinander gewürfelt und hatten sich ganz zufällig zusammengeschlossen? So wie Leute, die sich zufällig auf einer Reise treffen und sich nach ein, zwei Wochen wieder aus den Augen verlieren?

„Lilli, nun sag doch mal was“, drängte Annalena und legte sich bäuchlings auf mein Bett.

„Mein Vater heißt Paul“, sagte ich.

„Aha“, machte Annalena. „Und weiter?“

Ich schwieg und dachte an mein Gemeinschaftskundeheft, in dem seit heute stand:

Stammbaum meiner Familie:

1. *Lilli Milewski.*

2. *Maria Milewski. (Meine Mutter)*

Nicht einmal an den Namen meiner polnischen Großmutter konnte ich mich erinnern. Aber schließlich hatte ich sie auch nie gesehen.

„Erzähl doch mal“, sagte Annalena.

Ich schaute weiter in den Himmel, aus dem der schwarze Vogelschwarm jetzt endgültig verschwunden war, und anschließend auf das graue Stück Stadt, das man von hier oben in weiter Ferne sehen konnte. Minihäuser, Miniautos, kahle Minibäume, Minigrünanlagen und ein unordentliches Gewirr aus Ministraßen breiteten sich vor meinem Blick aus.

Ich sehnte mich nach dem Frühling und dem Sommer und danach, in den Stadtpark zu gehen und am Entenweiher zu sitzen und Steine ins Wasser zu werfen. Und am Abend könnten Annalena, Viktoria und ich unter der schönen, weit ausladenden Linde am hinteren Ende des Parks sitzen, ohne zu frieren.

„Meine Mutter redet nicht gerne über ihn“, sagte ich schließlich zögernd. „Sie hat ihn halt irgendwie, irgendwo, irgendwann kennengelernt und dann mich bekommen, aber er wollte kein Kind haben und ist in eine andere Stadt gezogen – und mehr weiß ich auch nicht ...“

Annalena runzelte die Stirn. „Aber er hätte sich doch um dich kümmern müssen“, sagte sie, obwohl ich mir wünschte, sie hätte das nicht ausgesprochen. Und auch nicht das, was danach kam: „Du bist doch seine Tochter. So ein blöder Typ ...“

Damals waren wir zwölf. Und am Abend dieses Tages fiel der Blick meiner Mutter auf mein aufgeschlagenes Hausaufgabenheft. Ich lag schon im Bett.

„Deine Großmutter hieß Jirina Milewski“, sagte meine Mutter und setzte sich auf meinen Bettrand. „Und sie war sehr hübsch. Aber auch schrecklich ernst und irgendwie

ein bisschen langweilig. Ich habe mir als Kind immer gewünscht, sie wäre jünger und lustiger und weniger schwerfällig und würde mehr erzählen und lachen. – Aber hübsch war sie, und du hast ihre schönen Augen geerbt, Lilli Milewski ...“

Ich schaute meine Mutter an. „Und was habe ich von meinem Vater geerbt?“, fragte ich vorsichtig.

Meine Mutter seufzte, aber sie wich meinem Blick nicht aus. „Die Form deiner Hände“, sagte sie nach kurzem Zögern und streichelte meine Hand, die auf der Bettdecke lag. „Und die Art, wie du lachst.“

Mehr sagte sie nicht, und mehr fragte ich auch nicht.

Am nächsten Tag suchte meine Mutter für mich ein Foto meiner polnischen Großmutter aus ihrem Sammelsurium an Kisten und Schachteln, die sich überall in ihrem Zimmer türmten. Sie befestigte es an der großen Pinnwand in der Küche.

Ich schaute es eine Weile an.

„Damals war ich gerade geboren worden“, sagte meine Mutter und goss sich ein Glas Rotwein ein. „Es ist in Breslau aufgenommen.“

Ich schaute von der alten Fotografie zu meiner Mutter hinüber. Meine Mutter war gerade mal fünfunddreißig, und sie hatte dunkle, lockige Haare, die sie nachlässig hochzustecken pflegte. Außerdem hatte sie einen roten Farbkleck auf der Stirn und ein paar grüne Farbspritzer auf ihren nackten Füßen. Sie arbeitete als Narkoseschwester im städtischen Krankenhaus. Aber sobald sie aus der Klinik nach Hause kam, zog sie sich um, tauchte unsere kleine Wohnung in laute Musik und widmete sich einem ihrer vielen Kunstprojekte. Manchmal malte sie riesige Bilder, Leinwand für Leinwand, die sie dann in der Gale-

rie eines Freundes ausstellte. Oder sie formte Gipsplastiken oder erschuf Wesen aus Holz- und Metallabfällen, die sie zusammennagelte und mit bunten Dosenlackfarben besprühte. Unsere ganze Wohnung stand voller Wesen und Skulpturen und anderer Merkwürdigkeiten.

Ich schaute zurück zu der ernstesten Frau auf dem Foto. Sie trug eine helle, hochgeschlossene Bluse, die Stirn leicht gerunzelt, und lächelte mit geschlossenem Mund. Ihre Haare waren ordentlich zurückgekämmt und zusammengebunden. Nur direkt am Haaransatz konnte man sehen, dass ihr Haar leicht gelockt war. Sie sah erschöpft und gereizt aus.

„Kaum zu glauben, dass du ihre Tochter bist“, sagte ich schließlich.

Meine Mutter nickte. „Aber schau dir ihre Augen an“, sagte sie dann. „Sie sind wie deine.“

Ich schüttelte den Kopf. „Kann ich nicht finden“, murmelte ich ablehnend.

„Aber natürlich“, sagte meine Mutter. „Derselbe Farbton, dieselben Wimpern, dieselben Augenlider – sogar dieselbe Augenbrauenform.“

„Und von deinem Vater – gibt es von dem auch ein Bild?“, erkundigte ich mich neugierig.

Meine Mutter schüttelte den Kopf.

„Meine Mutter hatte wohl früher ein paar Aufnahmen von ihm. Von einer Reise nach Israel mit der Kirche, aber meine Mutter hat sie alle weggeworfen, nachdem mein Vater sie zurück nach Polen geschickt hatte ...“

Wir schauten uns an.

„Und – von *meinem* Vater?“, fragte ich leise.

„Ich habe ein einziges Bild, auf dem er zu sehen ist“, antwortete meine Mutter zögernd. „Es ist irgendwo in einer Kiste. Ein Bild von einem Nachmittag in der Mainzer

Altstadt. Ich werde es eines Tages bestimmt wieder finden, und dann gebe ich es dir, versprochen.“

Ich schwieg dazu und spürte mein Herz schlagen.

Im darauf folgenden Frühling, es war kurz nach meinem dreizehnten Geburtstag, schnappte ich einen Satz auf, als meine Mutter gerade telefonierte. Sie stand auf einer Leiter im Wohnzimmer und war gerade dabei, einem dünnen grünen Wesen ein dünnes grünes Pappmaschee-Gesicht zu formen. Das schnurlose Telefon hatte sie zwischen Ohr und Schulter geklemmt, und am anderen Ende der Leitung war Bernhard, dem die Galerie gehörte, in der sie in der kommenden Woche ihre grünen Pappwesen ausstellen würde.

„Ich wünschte, er würde auf der Stelle tot umfallen!“, schimpfte sie. „Noch nie hat er einen einzigen Cent Unterhalt für Lilli gezahlt – und jetzt höre ich, er hat in der Zwischenzeit eine Bombenkarriere gemacht und längst zwei neue Kinder!“

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Ihre Worte dröhnten und hallten in meinem Kopf. Leise und vorsichtig drehte ich mich um und schlich zurück in mein Zimmer. Meine Mutter hatte zum Glück nichts mitbekommen.

Ich weiß nicht, was ich danach tat. Ich weiß nur, dass ich die Worte meiner Mutter noch tagelang im Kopf hatte. Sie ließen sich durch nichts verscheuchen. Ich schlief mit ihnen ein und wachte mit ihnen auf.

Mein Vater hatte mich nicht gewollt und er hatte in den letzten dreizehn Jahren kein einziges Mal Interesse an mir gezeigt. Es war ihm egal, ob ich lebte oder tot war, ob es mir gut ging oder schlecht. Aber er hatte neue Kinder, für die er da zu sein schien.

Ich erzählte keinem etwas von diesen Gedanken, nicht mal Annalena oder Viktoria.

Jeden Freitag wurde Annalena mittags von ihrem Vater von der Schule abgeholt. Und Viktoria telefonierte jeden Samstagabend mit ihrem Vater in Paris.

„Willst du mit meinem Vater und mir zu *Luigi* Pizza essen gehen?“, fragte mich Annalena am Freitag derselben Woche.

Ich schüttelte schnell den Kopf und beobachtete eine Weile später von Weitem, wie Annalena über den Schulhof auf ihren Vater zulief, der neben dem Schultor an der Hofmauer lehnte und auf sie wartete. Er küsste sie auf die Nasenspitze, nahm sie an der Hand, und dann gingen die beiden davon.

In diesem Moment fühlte ich mich bleischwer. Sehr langsam ging ich zur Bushaltestelle, stieg in den Bus und fuhr nach Hause. Mein ganzer Kopf war voll mit Fragen. Ich spürte, wie ich Kopfschmerzen bekam. Zu Hause stellte ich mich an mein offenes Fenster und atmete in tiefen Zügen die kalte, nasse Stadtluft ein. Der Himmel war grau mit grauen Wolken und grauen Schlieren darin. Eine einsame schwarze Krähe flatterte schwerfällig über ihn hinweg. Ich schaute ihr hinterher, bis ich sie nicht mehr sehen konnte. Wo waren die anderen Vögel? Warum war dieser hier so alleine?

Mein Gesicht war ganz kalt geworden. Ich spürte, dass ich zitterte und ein bisschen weinte, ein paar Tränen bloß. Warum war ich so traurig in letzter Zeit? Früher hatte ich Annalena und ihren Vater oft zu *Luigi* begleitet, warum hatte ich es heute nicht getan? Ich musste an Annalenas Vater denken. Er war lustig und immer sehr nett zu mir, wenn ich ihn zusammen mit Annalena besuchte. Er hatte schon ziemlich schütteres Haar und sanfte veilchenblaue Augen, die ein bisschen wie Kinderaugen aussahen. Außerdem war er sehr groß und sehr dünn, und überall in

seiner Wohnung hingen Fotografien von Annalena. Annalena als Baby, Annalena als Kleinkind, Annalena als Kindergartenkind, Annalena in der Schule, Annalena bei den Pfadfindern, Annalena, Annalena, Annalena ...

Mein Vater dagegen besaß kein einziges Bild von mir!

Ich fühlte mich plötzlich wie die einsame, schwerfällige schwarze Krähe, deren Flug ich vor ein paar Minuten beobachtet hatte.

Wo, verdammt nochmal, war *mein* Vater, und was tat er im Moment?

Mit einem Ruck schloss ich das Fenster.

Und dann wusste ich, was ich zu tun hatte. Ich würde mich auf die Suche nach meinem Vater machen.

2

Es war viel einfacher, als ich angenommen hatte. Meine Mutter würde den ganzen Nachmittag mit ihren grünen Pappmaschee-Wesen in Bernhards Galerie sein, da morgen ihre Ausstellung begann, und darum hatte ich genügend Zeit.

In der Wohnung war es ganz still, die Anlage meiner Mutter war ausgeschaltet und das Telefon klingelte kein einziges Mal. Und so fing ich im Zimmer meiner Mutter an zu suchen. Drei Ordner befanden sich sichtbar in einem der vier zimmerdecken hohen Regale. Ich zog sie der Reihe nach heraus und fand Steuerunterlagen, Telefonrechnungen und Versicherungspolizen. Ungeduldig stellte ich die Ordner zurück und ließ meinen Blick weiter über die hohen, voll gestopften Regale wandern. Dabei entdeckte ich etliche Pappschachteln und sechs Blechkisten. Vorsichtig zog ich eine Kiste aus dem Regal. Ich fand Unmengen alter Fotos, Briefe und Postkarten, Pinsel und Buntstifte, Land- und Straßenkarten, Zeugnisse, alte, zerknitterte Bewerbungsunterlagen und zwei Plastikrosen, wie es sie an Schießständen auf Jahrmärkten gibt. Woher die wohl stammten und warum meine Mutter sie aufbewahrte? Dann fand ich auch noch ein kleines Plastikdöschen mit den trockenen Überresten alter Kontaktlinsen. Kopfschüttelnd legte ich es zurück und wischte meine staubigen, kalten Hände an meiner Jeans ab. Ich hatte Herzklopfen vor Aufregung. Ich war mir sicher, dass meine Mutter wütend werden würde, wenn sie wüsste, dass ich hier alles durchstöberte.

Irgendwann hatte ich alle Kisten und Schachteln durchsucht. Erschöpft und ratlos setzte ich mich auf das zerwühlte Futonbett meiner Mutter. Ich hatte eine Menge

alter Fotos gefunden, auf denen ich zu sehen war. Ein paar von ihnen breitete ich vor mir auf dem Boden aus. Da war ich als nacktes, neugeborenes Baby in den Händen meiner Mutter. Dieses Bild war in Schwarzweiß aufgenommen. Auf einem anderen Foto hockte ich vergnügt in Schweden auf einem Holzsteg am Meer. Ich lächelte mir zu. Auf einem dritten Bild saß ich mit geflochtenen Zöpfen und verweinten Augen in einem Straßencafé und trank aus einem Strohhalm Limo. Auf einem vierten Bild war ich zusammen mit Annalena und Viktoria zu sehen, Arm in Arm. Meine Mutter hatte es letzten Sommer im Schwimmbad geknipst. Das fünfte Foto zeigte mich und meine Mutter bei ihrer allerersten Ausstellung. Damals war ich gerade vier, und meine Mutter hatte dürre, große Metallwesen erschaffen, in die elektronische Impulsgeber eingebaut waren. Jedes Mal, wenn man an ihnen vorüberging oder mit den Händen die Luft um sie herum berührte, gaben sie summende Töne von sich. Ich konnte mich noch gut daran erinnern, weil ich anfangs richtig Angst vor ihnen hatte.

Ohne darüber nachzudenken, was ich tat, stand ich auf und holte einen großen Briefumschlag vom Schreibtisch meiner Mutter. Ich steckte die Bilder hinein, klebte ihn zu und schrieb anschließend mit einem schwarzen Eding *Lilli* darauf. Diese Bilder würde ich meinem Vater schenken, wenn ich ihn jemals fand.

Ich stand jetzt mitten im Zimmer meiner Mutter, und ganz plötzlich, ganz von alleine, fiel mein Blick auf eine dünne graue Mappe, die im letzten Regal auf dem obersten Brett zwischen der Wand und ein paar Büchern klemmte. Wie hypnotisiert starrte ich sie an. Ich spürte meinen Herzschlag im ganzen Körper. *Das musste sie sein! Die Mappe, in der ich das finden würde, was ich suchte!*

Ich war mir ganz sicher, obwohl ich nicht begriff, woher diese Sicherheit kam. Sie war ganz einfach da. Auf zittrigen Beinen zog ich den Schreibtischstuhl heran und stieg hinauf. Ich zog die Mappe hervor und schlug sie schnell auf. Sie enthielt zehn Blätter. Da waren meine Geburtsurkunde, der zweiseitige Brief eines medizinischen Labors, ein Blatt, auf dem *Vaterschaftsanerkennungsurkunde* stand, und sechs weitere Blätter, die von zwei verschiedenen Rechtsanwälten stammten.

Und auf allen diesen Unterlagen stand immer wieder ein Name: *Paul Bergmann*.

Paul Bergmann – mein Vater!

Ich schwitzte und fror gleichzeitig. Benommen kletterte ich vom Stuhl, als ich einen weiteren kleinen Zettel entdeckte. Er musste aus der Mappe herausgerutscht sein und lag jetzt auf dem Boden. Vorsichtig hob ich ihn auf. Es war eine kleine, vergilbte Quittung. *Café Korfmann – Mainz*, stand darauf, und auf der Rückseite war etwas hingekritzelt. ... *wie wunderschön, dass es dich gibt, Maria!*, stand da. Und darunter: *Dein Paul*.

Paul Bergmann ... Ich saß in meinem Zimmer auf dem breiten Fensterbrett und schaute über die Stadt. Meine Mutter war noch immer unterwegs und ich fühlte mich von Kopf bis Fuß aufgeregt. Ich hatte mir alle Unterlagen aus der grauen Mappe sorgfältig durchgelesen. Auf meiner Geburtsurkunde war unter der Rubrik Eltern nur der Name meiner Mutter eingetragen, und der Brief des medizinischen Labors war das Ergebnis einer Untersuchung, ob mein Vater tatsächlich mein Vater war! Dazu hatten sie sein Blut, mein Blut und das Blut meiner Mutter untersucht! Damals war ich gerade erst zehn Monate alt gewesen und hatte von alledem natürlich nichts mitbekommen.

Ganz zuunterst war vermerkt, dass mein Vater wirklich und wahrhaftig mein Vater war. Ich las es wieder und wieder.

Aber das Blatt mit der Überschrift *Vaterschaftsanerkennungs-urkunde* war das beste Blatt der ganzen Mappe. Ich bekam immer wieder Herzklopfen, wenn ich es mir anschaute. Darauf stand mein Name und darunter der Name meines Vaters und ganz unten war seine eigene Unterschrift! Ich schaute sie mir wieder und wieder an. Seine Handschrift war schön. Schwungvoll und flüssig. Dabei war mein Vater damals erst zwanzig Jahre alt gewesen. Also war er jetzt dreiunddreißig, zwei Jahre jünger als meine Mutter. Und er hatte im März Geburtstag, so wie ich.

Die Briefe der beiden Anwälte waren weniger schön. Aus ihnen ging hervor, dass mein Vater keinen Unterhalt für mich zahlte. Die ersten beiden Jahre hatte er einfach zu wenig Geld, und darum hatte es das städtische Jugendamt übernommen, meiner Mutter eine monatliche Summe für mich zu überweisen. Aber auch später hatte mein Vater keinen Cent für mich bezahlt.

Ich betrachtete wieder die schöne Unterschrift auf der Vaterschaftsurkunde, mit der mein Vater anerkannt hatte, mein Vater zu sein. Paul Bergmann und Lilli Milewski. – Paul Bergmann und Lilli Bergmann. Lilli Bergmann.

Kurz darauf hörte ich meine Mutter nach Hause kommen und versteckte die graue Mappe schnell in meinem Schrank. Nur den kleinen Quittungszettel aus dem Café Korfmann legte ich in mein Tagebuch. ... *wie wunderschön, dass es dich gibt, Marie! Dein Paul.* Ich holte tief Luft und beschloss, meine Mutter jetzt nach der ganzen Geschichte zu fragen. Aber als ich in die Diele ging, sah ich, dass meine Mutter nicht alleine gekommen war. Sie hatte Bernhard mitgebracht und Bernhard blieb den ganzen Abend.

„Bernhard und ich haben noch so viel zu besprechen wegen der Ausstellung“, erklärte meine Mutter gehetzt. Aber dann setzten sich die beiden einfach in die Küche an unseren kleinen Tisch und tranken zusammen eine Flasche Rotwein. Ich setzte mich zu ihnen, und nach und nach begriff ich, dass Bernhard nicht nur ein Galeriebesitzer war, sondern meiner Mutter offensichtlich mehr bedeutete.

Bernhard legte seine Hand auf die farbgesprenkelte Hand meiner Mutter. Da stand ich auf und ging in mein Zimmer.

Ich legte mich auf mein Bett und sehnte mich nach einem anderen Leben. Einem Leben, in dem mein Vater vorkam.

Es wurde Sommer und Herbst und Winter und ich war nach außen weiterhin überall Lilli Milewski. Aber tief in mir drin war ich Lilli Bergmann. Und nachts, im Bett, schrieb ich es immer wieder in mein Tagebuch: Lilli Bergmann. Lilli Bergmann. Lilli Bergmann ... Ich wollte es so oft schreiben, bis ich es häufiger geschrieben hatte als Lilli Milewski.

Kurz nach Weihnachten besuchten Annalena und ich Annalenas Stiefuroma. Zuerst aßen wir eine riesige Pizza zusammen, und Annalenas Uroma trank ein Glas *Montepulciano* dazu, während sie für uns eine Kanne Tee gekocht hatte, dann spielten wir eine Runde Nintendo zusammen und unterhielten uns noch ein bisschen. Zuerst erzählte Annalenas Uroma von ihren drei Ehen und ihrem letzten Freund, der Italiener gewesen war und mit dem sie ein paar Jahre in Rom gelebt hatte, bis er dann eines Tages einfach so gestorben war, ohne Vorwarnung, während er am Gartentisch saß und gedankenverloren zu seinem Magnolienbaum hinüberschaute.

„Gut, er war schon fast achtzig“, räumte Annalenas Uroma nachdenklich ein. „Aber es war dennoch der größte Schock meines Lebens. Und ich vermisse ihn immer noch immerzu! Es vergeht keine Stunde, in der ich nicht an ihn denke. Ich habe ihn sozusagen immer bei mir, und das ist gut und traurig zugleich ...“

Ich musste an meinen Vater denken, als ich das hörte. Ich vermisste ihn auch immerzu, aber ich hatte noch nicht einmal Erinnerungen an ihn, an die ich mich halten konnte. Ich wusste ja noch nicht einmal, wie er aussah.

Und plötzlich sprudelte alles aus mir heraus, die ganze Geschichte. Mein Vater, der meiner Mutter ... *wie wunderschön, dass es dich gibt* auf einen Quittungszettel geschrieben hatte und der mich gezeugt hatte und dann verschwunden war, der mich nicht kannte und den ich nicht kannte, der sich nichts aus mir zu machen schien und mich wahrscheinlich längst vergessen hatte.

Irgendwann hielt ich erschöpft inne. Ich hatte sogar erzählt, dass ich mich im Geheimen *Lilli Bergmann* nannte und dass meine Hände den Händen meines Vaters ähnelten.

„Na, dann wird es Zeit, dass du ihn dir anschaust, Lilli“, sagte Annalenas Uroma und schenkte sich ein zweites Glas Rotwein ein.

Ich schaute sie stumm an.

„Klar, wir gehen gleich nachher zu deiner Mutter und fragen sie, ob sie seine Adresse kennt“, schlug Annalena vor.

„Und wenn nicht?“, fragte ich leise.

„Dann wird sie jemanden kennen, der seine Adresse kennt“, sagte Annalenas Uroma energisch. „Lilli, man muss das Leben anpacken, sonst kommt man nie zu etwas!“

Ich schwieg, weil ich nicht wusste, was ich darauf

antworten sollte. Ich wünschte mir nur, Annalenas Uroma wäre meine Uroma und ich hätte ein Recht auf sie. Ein Recht, hier bei ihr zu sitzen, ein Recht, sie anzurufen, wenn mir danach war. Aber das hatte ich natürlich nicht.

Etwas später machten wir uns auf den Nachhauseweg. Draußen regnete ein kalter, nasser Schneeregen vom weißen Himmel und Annalena und ich gingen schweigend zur Bushaltestelle.

Meine Mutter war im Wohnzimmer, als ich mit Annalena nach Hause kam. Sie baute konzentriert an dem Haus, an dem sie schon die ganzen letzten Wochen arbeitete, sobald sie aus dem Krankenhaus nach Hause kam. Dafür vergaß sie einzukaufen, unserem Kater Gandalf etwas zu essen hinzustellen, die Telefonrechnung zu bezahlen und zu kochen. Für all das waren Bernhard oder ich zuständig, bis meine Mutter ihr Haus fertig haben würde.

Das Haus war zwei Meter hoch und zwei Meter breit, wie eine Puppenstube, und hatte alles, was sich in einem normalen Haus auch findet: Zimmer, Treppen, Toilette, Küche, Spüle, Waschmaschine, Fernseher, Grünpflanzen. Nur dass darin ein arbeitsloser, einsamer, unglücklicher Minimann lebte, dessen Leben sinnlos geworden war und der sich dem Nichtstun und dem Verfall hingab. Das erkannte man an überquellenden Aschenbechern, ungewaschener Wäsche, dem voll gestopften Briefkasten, den er nicht mehr leerte, und den Zimmerpflanzen, die vor sich hin welkten. All das baute meine Mutter in minimalistischem Format um ihn herum zusammen.

„Na, habt ihr Spaß gehabt bei Martha?“, fragte sie und schaute kurz hoch. Martha war Annalenas Uroma.

Wir schauten uns an, und Annalena stieß mich auffor-

dernd in die Seite. Und da tat ich es. Ich fragte nach meinem Vater.

„Wo ist er? Was weißt du von ihm? Was für einen Beruf hat er? Wie sieht er aus? Wo finde ich ihn?“

Ich lehnte mich erschöpft an den Türrahmen. Wenn keine Musik gelaufen wäre, wäre es jetzt totenstill gewesen.

Das *Wo finde ich ihn?* hallte durch meinen Kopf, immer wieder, so als gäbe es hier ein Echo. Meine Mutter schien es ebenfalls noch zu hören. Sie sah plötzlich sehr angestrengt aus. Mechanisch stand sie auf und schaltete die Anlage aus. Jetzt war es wirklich still. Ich trat nervös von einem Fuß auf den anderen.

„Klar, du hast ein Recht auf die ganze Geschichte“, sagte meine Mutter in diese Stille hinein. „Er – er ist ja schließlich dein – Vater.“

Ihre Stimme klang merkwürdig besorgt. Ich runzelte die Stirn.

„Sag’s mir doch einfach“, bat ich leise.

Meine Mutter nickte. Und dann erzählte sie mir von Paul Bergmann. Sie hatte ihn auf einer Feier kennen gelernt, und weil sie gerade von ihrem Freund verlassen worden war, freute sie sich darüber. Er sah hübsch aus, und er sah noch schöner aus, wenn er lachte. Und er hatte schöne, schmale Hände.

„Wir redeten die ganze Nacht, auch nachdem die Party längst vorbei war. Wir liefen am Rhein entlang und schauten zu, wie es langsam hell wurde. Ich fror ganz schrecklich, und Paul fror auch und legte seinen Arm um meine Schulter. Dann gingen wir durch die Mainzer Altstadt und frühstückten in einem altmodischen Café. Wir hatten schrecklichen Hunger und aßen wie die Verrückten.“

Ich musste an den kleinen Quittungszettel aus dem Café Korfmann denken. Stammte er von diesem Morgen?

„Ein paar Tage später trafen wir uns wieder“, erzählte meine Mutter und starrte in den Schneeregen vor dem Fenster. „Wir liefen kreuz und quer durch die Mainzer Altstadt und Paul knipste eine Menge Fotos von mir. – Dabei machte ich auch eine Aufnahme von ihm. Es ist das Bild, von dem wir schon gesprochen haben, Lilli.“

Ich nickte.

„Und an diesem Abend schliefen wir miteinander. Paul war vor Kurzem zwanzig geworden und ich war einundzwanzig.“

Meine Mutter schwieg für einen Moment.

Ich schaute sie an und plötzlich erwiderte sie meinen Blick. „Ja, und dann war ich schwanger“, fuhr sie schließlich zögernd fort.

Annalena lächelte mir zu, aber ich lächelte nicht zurück, sondern sah wieder meine Mutter an.

„Und dann?“, fragte ich vorsichtig, weil meine Mutter schon wieder eine Pause machte. Dabei spürte ich, wie sie nach Worten suchte, und ich wusste, jetzt kam der unangenehme Teil.

„Paul war für eine Abtreibung“, sagte sie schnell. „Er wollte noch kein Kind.“

Ich schwieg.

„Aber ich wollte dieses Baby.“

Wie das klang: *dieses Baby!*

Dieses Baby war doch ich gewesen ...

Meine Mutter kam schnell zum Ende. Sie erzählte, wie mein Vater plötzlich behauptete, das Baby könne ja auch von jemand anderem sein. Und wie er bald danach klammheimlich umzog und keine Adresse hinterließ. Und wie lange es dauerte, bis das Jugendamt ihn schließlich wieder auftrieb. Da war ich längst geboren, und man musste meinen Vater dazu zwingen, sein Blut untersuchen zu

lassen, um zu beweisen, dass er tatsächlich mein Vater war.

Wieder war es sehr still im Wohnzimmer. Ich fühlte mich ganz leer und starrte blicklos in das kleine Haus auf dem Fußboden.

Ich sparte mir die Frage, ob mich mein Vater tatsächlich noch nie in meinem Leben gesehen hatte.

„So ein Mist“, sagte Annalena schließlich.

Darauf gab ihr keiner eine Antwort.

„Ich denke, er wohnt immer noch in Mainz“, sagte meine Mutter. „Er arbeitet als Industriefotograf.“

Ich schwieg weiter.

„Er hat wohl in der Zwischenzeit geheiratet ... und er hat auch zwei Kinder.“

Die Stimme meiner Mutter klang sehr vorsichtig und behutsam.

Ich nickte schnell, denn das wusste ich ja schon.

„Lilli, er war damals sehr jung und fühlte sich wahrscheinlich einfach überfordert. Sieh mal, wir kannten uns ja kaum und ...“

„Aber jetzt ist er schon lange nicht mehr zu jung!“, fauchte ich und war plötzlich von Kopf bis Fuß wütend.

Damit schlug ich die Tür hinter mir zu und flüchtete in mein Zimmer.

Zwei Tage später schob mir meine Mutter frühmorgens einen kleinen Notizzettel zu. Darauf standen der Name meines Vaters und eine Adresse in Mainz.

„Danke“, sagte ich leise.

„Wir könnten zusammen hinfahren, wenn du willst“, sagte meine Mutter ebenso leise. Es war fast ein bisschen albern, dass wir zu zweit in unserer gemütlichen Küche standen und so leise und vorsichtig miteinander sprachen.

Ich faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in meine Hosentasche.

„Bernhard würde auch mitfahren, wenn du das möchtest“, fuhr meine Mutter fort und stellte dem Kater doch tatsächlich ein Schälchen Milch hin.

Ich schüttelte schnell den Kopf, dabei mochte ich Bernhard gerne. Bernhard war lustig, und es war nicht schlecht, dass er jetzt der Freund meiner Mutter und so oft bei uns war. Er war schon über vierzig, hatte dunkle Haare, die am Hinterkopf schon ein bisschen lichter wurden, und er war sogar ein Stückchen kleiner als meine Mutter. Und nur ein kleines Stückchen größer als ich. Außerdem hatte er vergnügte, grüngrau gesprenkelte Augen mit Lachfältchen drum herum und fast immer gute Laune.

„Wie sieht er eigentlich aus?“, fragte ich und vermied es sowohl, den Namen meines Vaters auszusprechen, als auch, *mein Vater* zu sagen.

Meine Mutter ließ sich auf ihren Küchenstuhl plumpsen und angelte sich eine trockene Scheibe Knäckebrot aus der Schachtel.

„Er ist sehr groß und hat sehr dichte, dunkle Haare und bernsteinbraune Augen und eine schmale, gerade Nase und angewachsene Ohrläppchen und eine schön geformte Oberlippe – ungefähr so ...“

Meine Mutter streckte den Arm aus und malte eine schwungvolle Linie auf die Fensterscheibe, durch die blasses Morgenlicht fiel.

Ich schaute auf die Linie, bis mir die Augen brannten.

„Warst du damals richtig verliebt in ihn?“, erkundigte ich mich schließlich.

„Ich weiß nicht so genau“, antwortete meine Mutter nach kurzem Zögern.

„Das muss man doch wissen“, sagte ich.

„Vor deinem Vater hatte ich zweieinhalb Jahre lang einen Freund. Und ich dachte damals, dass ich ihn richtig liebe. Aber dann machte er auf einmal Schluss und ich fühlte mich gekränkt und im Stich gelassen. Aber todunglücklich war ich nicht. Und dann traf ich deinen Vater, und diesmal war es eine ganz andere Art von *Liebe*. Ich war wie betrunken vor Verliebtsein. Aber dann benahm er sich leider wie ein Mistkerl und ...“

Meine Mutter wischte die Linie am Fenster mit vielen kleinen Strichen fort.

„... und?“, wiederholte ich.

„Und dann kamst du – und ich erinnere mich an unsere erste gemeinsame Fahrt auf meinem Fahrrad. Du warst fast noch ein Baby, und ich hatte dich in deinen kleinen Fahrradsitz auf meinem Gepäckträger gesetzt, und du hast von dahinten zum ersten Mal deine kleinen Arme um mich geschlungen, um dich festzuhalten – und da wusste ich, das ist auch wahnsinnige Liebe! – Vielleicht die beste von allen!“

Meine Mutter legte ihre Hand auf meine Hand. Eine Weile saßen wir schweigend so da, dann musste ich mich für die Schule fertig machen.

„Einen Moment noch, Lilli“, sagte meine Mutter, als ich aufstand.

„Was?“

„Geh nicht alleine hin, wenn du hingehst.“ Ich gab keine Antwort.

„Lass uns zusammen gehen, bitte.“

Ich zuckte mit den Schultern und überlegte, dass es viel einfacher gewesen wäre, wenn Bernhard mein Vater gewesen wäre.

3

Ein paar Tage später wurde mir klar, dass ich diese Sache so schnell wie möglich hinter mich bringen wollte.

Heute Nachmittag fabre ich zu meinem Vater! Kommst du mit?, schrieb ich auf einen kleinen Zettel und schob ihn Annalena in der Mathestunde zu.

Annalena überflog die Notiz und lächelte mir zu. Und gleichzeitig nickte sie.

Allerdings hätte ich eigentlich Ballett, schrieb sie dann zurück.

Und ich Cello, schrieb ich und zuckte mit den Schultern.

Am Nachmittag trafen wir uns am Bahnhof, und Annalena holte ihr Handy aus der Tasche, und dann sagten wir zuerst Annalenas Ballettunterricht und anschließend meine Cellostunde ab.

„Also los“, sagte Annalena, als wir in den Bus stiegen, der uns über den Rhein in die Nachbarstadt Mainz bringen würde.

„Nicht zu glauben, dass dein Vater so nah wohnt und sich trotzdem nie sehen lässt“, sagte Annalena kopfschüttelnd. Ihr eigener Vater wohnte ein gutes Stück weiter weg und kam trotzdem jede Woche, um Annalena abzuholen.

Ich schwieg und starrte aus dem Fenster auf die vorüberziehenden Häuser.

„Wie er wohl ist und aussieht?“, überlegte Annalena ein paar Haltestellen später.

Ich schwieg weiter, weil sich mein Kopf plötzlich wie Watte anfühlte. Annalenas Stimme klang dumpf in meinen Ohren, als käme sie von weit her. Ich schob meine kalten Hände in die Taschen meiner Jeans.

Es war das erste Mal, dass ich irgendwohin fuhr und meine Mutter keine Ahnung hatte, wo ich war.

Es war Mitte Januar, aber draußen schien die Sonne, als würde es schon bald Frühling. In zwei Monaten würde ich vierzehn werden. *Vierzehn. Und mein Vater hatte mich noch nie in meinem ganzen Leben gesehen!*

Am Mainzer Bahnhof stiegen wir aus. Hier mussten wir einen anderen Bus nehmen, weil mein Vater in einem Mainzer Vorort wohnte.

„Du bist ja ganz blass“, sagte Annalena, als wir in dem anderen Bus saßen. Sie streichelte kurz meine Schulter.

„Vielleicht hätten wir nicht herfahren sollen“, sagte ich irgendwann, und es war das erste Mal, dass ich wieder etwas herausbrachte, seit ich meine Cellostunde abgesagt hatte.

Meine Stimme klang dünn und kläglich.

Annalena schüttelte den Kopf. „Denk daran, was meine Uroma gesagt hat: Das Leben muss man anpacken, sonst kommt man zu nix!“

Meine Freundin legte ihren Arm um meine Schulter.

„Vielleicht ist er ja auch gar nicht da“, murmelte ich und war erleichtert, dass Annalena bei mir war.

Drei Stationen später mussten wir aussteigen. Mit zitternden Fingern umklammerte ich den Zettel, auf dem meine Mutter die Adresse meines Vaters für mich notiert hatte.

Ein alter Mann mit einem alten Dackel erklärte uns den Weg.

„Es ist gar nicht mehr weit“, sagte er. Und er hatte recht: Schon ein paar Minuten später erreichten wir einen grauen, geduckten Bungalow.

Einen Moment standen wir einfach da und betrachteten das Haus. Um das Haus herum war ein kleiner, winterlich karger Garten. Aber mitten auf der matschigen Wiese lag ein bunter Plastikball. Ich starrte den Ball an und hatte

das Gefühl, der Ball starre feindselig zurück. Natürlich war das Unsinn, ein bunter Plastikball konnte schließlich nicht starren – aber er gehörte ganz sicher einem Kind meines Vaters!

„Soll ich klingeln – oder willst du?“, hörte ich im nächsten Moment wieder wie aus weiter Ferne die Stimme meiner Freundin. Mühsam löste ich meinen Blick von dem Ball und schaute zu der Klingel, auf die Annalena wies.

Paul und Anne Bergmann stand auf einem kleinen, ovalen Namensschild. Ich schluckte und las es ein paarmal.

„Klingel du“, sagte ich dann leise.

Annalena nickte und drückte auf den Klingelknopf. Wir konnten es im Haus läuten hören.

„Annalena, lass uns gehen, ich glaube, ich will doch nicht“, flüsterte ich und spürte gleichzeitig, wie ich anfang zu zittern. Aber da öffnete sich schon die Tür des grauen Bungalows und im Türrahmen stand eine Frau und schaute uns an.

Wir schauten stumm zurück.

„Ja, bitte? Kann ich etwas für euch tun?“, fragte die Frau freundlich.

Aus den Augenwinkeln sah ich, dass Annalena mich auffordernd ansah, aber ich konnte nichts sagen. Diese Frau musste die Frau meines Vaters sein. *Anne Bergmann*. Anne Bergmann und Paul Bergmann. – Und Lilli Bergmann? Nein – ich war Lilli Milewski ...

„Wir wollen zu Paul Bergmann“, sagte Annalena an meiner Stelle. „Ist er da?“

Die Frau kam aus dem Haus. „Nein, mein Mann ist noch unterwegs“, sagte sie verwundert. „Was wollt ihr denn von ihm?“

Wieder stieß mich Annalena ganz leicht in die Seite, aber ich brachte kein Wort heraus. Ich schaute die fremde

Frau meines Vaters nur stumm an, zu mehr war ich nicht in der Lage. Sie war hübsch, aber nicht hübscher als meine Mutter. Außerdem schien sie das gleiche Alter zu haben wie sie und sie hatte ebenfalls nachlässig hochgesteckte braune Haare. Warum liebte mein Vater sie und nicht meine Mutter? Mein Blick wanderte für einen kurzen Moment zurück zu dem bunten Plastikball auf der Wiese. Warum war mein Vater für die Kinder dieser Frau ein Vater – aber für mich nicht?

Plötzlich geschah etwas Unerwartetes.

„Bist du etwa ... Lilli?“, fragte die Frau meines Vaters Annalena vorsichtig.

Ich zuckte zusammen, als ich meinen Namen hörte.

„Nein, *das* ist Lilli“, sagte Annalena neben mir.

Die Frau meines Vaters verstummte nun ebenfalls. Zu dritt standen wir schweigend an der Gartentür. Was nun wohl passieren würde? Mein Blick schweifte über einen Busch am Rand der Wiese.

„Na, das ist ja eine Überraschung“, sagte die Frau meines Vaters schließlich. Und dann lud sie uns ein, ins Haus zu kommen. Wir bekamen jeder eine Cola. Im Wohnzimmer spielte ein kleiner Junge, und auf einer Decke saß ein kleines Mädchen.

„Nennt mich einfach Anne“, sagte die Frau meines Vaters und dann zeigte sie auf den Jungen. „Das ist mein Sohn Knut. – Und das ist Zoe, meine Tochter.“ Stumm sah ich die beiden an – das waren sie also, die anderen Kinder meines Vaters.

Der Junge lächelte uns kurz zu und lief dann aus dem Zimmer. Und das kleine Mädchen kletterte auf Annes Schoß. Ich schaute mich in dem fremden Wohnzimmer um. Es war viel ordentlicher als unseres. Ich versuchte mir gerade vorzustellen, hier stünden ein paar der ver-

rückten, großen Kunstwerke meiner Mutter, als die Haustür aufging. Ich hielt den Atem an, als die Frau meines Vaters sagte: „Paul, hier ist Besuch für dich. – Lilli ist gekommen ...“

Damit ging sie mit dem kleinen Kind hinaus und ließ uns zu dritt allein.

Annalena und ich saßen an einem langen, schmalen Tisch und schauten zur Tür. Ich spürte meinen Herzschlag im ganzen Körper und starrte meinen Vater wie gebannt an. Er war groß und stand im Türrahmen und starrte mich ebenfalls an. Er schaute nicht Annalena an, das sah ich genau. Nein, sein Blick war sofort an mir hängen geblieben.

Er hatte dunkle, kurze Haare, dunkle Augen und ein ernstes Gesicht. Jedenfalls machte er ein ernstes Gesicht. Über seiner Schulter hing eine schwarze Tasche, die er langsam zu Boden gleiten ließ.

„... das ist aber eine Überraschung“, sagte er schließlich und setzte sich zu uns an den langen Tisch. Wieder schauten wir uns an.

Ich dachte an den Zettel, auf den er damals geschrieben hatte, dass er es wunderschön finde, dass es meine Mutter gebe, und versuchte zu lächeln. Aber ich schaffte es nicht, und ich sah, er schaffte es auch nicht.

Nach einer halben Ewigkeit öffnete er dann den Mund. „Lilli ...“, sagte er zögernd. Mehr nicht.

Es war merkwürdig, meinen Namen aus seinem Mund zu hören. Trotzdem nickte ich.

„Hübsch bist du“, war das Nächste, was er sagte. Er trommelte mit den Fingerspitzen auf die dunkle Platte des Tisches. Ich schaute seine Hände an. Sie sahen meinen tatsächlich ähnlich. Die Form seiner Finger, seine Fingernägel, sogar sein Handrücken glich meinem. Ich

schaute seinen Mund an und versuchte mir vorzustellen, dass er mit diesem Mund meine Mutter geküsst hatte.

Dann schaute ich seine dunklen Augen an und er sah unsicher zurück.

„Eine verrückte Situation“, murmelte er irgendwann und hörte endlich auf, auf den Tisch zu trommeln. „Weiß – weiß deine Mutter, dass du hier bist?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Hm“, machte mein Vater, und dann stand er auf und begann, durch den Raum zu tigern wie ein gefangenes Tier. Vier Schritte zum Fenster und wieder vier Schritte zum Tisch. An der Wand neben dem Fenster hingen zwei gerahmte Schwarzweißbilder. Auf einem war mein Halbbruder zu sehen und auf dem anderen meine kleine Halbschwester. Ich betrachtete die Bilder.

„Ja, ich weiß, ich bin für dich ein hundsmiserabler Vater“, sagte mein Vater plötzlich und blieb mitten im Zimmer stehen.

Er schaute mich an und ich schaute halb zurück und halb nicht zurück. Am liebsten hätte ich mich in Luft aufgelöst.

„Wir wissen tatsächlich so gut wie nichts voneinander“, fuhr mein Vater nervös fort und zündete sich eine Zigarette an.

Diesmal nickte ich.

„Herrgott, es ist eben alles ziemlich dumm gelaufen damals ... Ich war zu jung für das alles – ich wollte noch so viel erleben, ich konnte mir nicht vorstellen, mich so festnageln zu lassen. Ich brauchte ... meine Freiheit, verflixt!“

Annalena und ich saßen immer noch reglos am Tisch, und irgendwann setzte mein Vater sich wieder zu uns. Er war mir plötzlich noch viel fremder, als er es in meiner Vorstellung gewesen war. In meinen Gedanken hatte er

zwar kein richtiges Gesicht gehabt, aber er hatte dennoch zu mir gehört. – Jetzt hatte er ein Gesicht, aber ich spürte, dass er kein bisschen zu mir gehörte. Er hatte mich vor vielen Jahren, ohne es zu wissen und zu wollen, gezeugt – aber mehr war da nicht zwischen uns.

„Du hast bestimmt eine Riesenwut auf mich, hab ich recht?“, fragte mein Vater in die Stille hinein.

Ich schüttelte den Kopf und fühlte mich auf einmal sehr erschöpft.

Ich glaubte zu hören, wie mein Vater aufatmete, aber wahrscheinlich bildete ich mir das nur ein.

„Wie geht es denn deiner Mutter?“, fragte er gleich darauf.

„Gut“, sagte ich.

„Schön“, sagte mein Vater. Dann schaute er Annalena an. „Und du bist Lillis Freundin?“

„Ja“, sagte Annalena.

„In der wievielten Klasse seid ihr denn?“

„In der siebten“, antwortete Annalena für mich, weil ich schwieg.

In dem Moment flog die Wohnzimmertür auf, und der kleine Sohn meines Vaters stürmte herein.

„Papa, du bist ja da!“, rief er und kletterte auf den Schoß meines Vaters. „Ich will mit dir spielen! Spielst du mit mir?“

„Psst, Knut, ich habe jetzt keine Zeit“, sagte mein Vater und schob den Jungen von seinen Knien.

Ich schaute die beiden an und spürte, wie ich traurig wurde. Ich gehörte hier nicht dazu, das war mir auf einmal klar.

„Willst du gehen?“, flüsterte Annalena leise, während mein Vater Knut aus dem Zimmer schob.

Ich zuckte mit den Schultern, aber ehe ich eine Antwort geben konnte, war mein Vater wieder bei uns.

„Wenn mir so etwas heute passieren würde, Lilli, würde ich mich anders verhalten – besser. Aber damals ...“

Mein Vater stand mit hängenden Armen vor mir. Wie es sich wohl anfühlen würde, wenn er mich in den Arm nähme? Aber ich war mir sicher, er würde es nicht tun.

„Ich bin übrigens Fotograf“, erzählte er in diesem Moment zusammenhanglos und hob die schwarze Tasche vom Boden auf, um sie ordentlich ins Regal zu stellen. „Da ist meine Kamera drin“, erklärte er. „Sie ist wie ein Heiligtum für mich. Ohne sie gehe ich nie aus dem Haus.“

Annalena und ich schwiegen. Ich spürte, dass meine Hände immer noch zitterten, und darum ließ ich sie, zu festen Fäusten geballt, in meinen Hosentaschen. Erschöpft lehnte ich mich gegen die Stuhllehne.

„Hast du eigentlich jemals – an mich gedacht?“, fragte ich plötzlich leise.

Mein Vater sah mich an. „Natürlich“, sagte er schnell. So schnell, dass ich mir zuerst fast sicher war, dass er log, aber etwas an seinem Blick machte, dass ich ihm doch glaubte.

„Immer wieder habe ich an dich und deine Mutter gedacht – aber ich hatte mich, als ich erfuhr, dass du unterwegs warst, von Anfang an so dumm verhalten, dass ich nicht mehr wusste, wie ich das je würde ausbügeln können – wenn du verstehst, was ich meine.“

Ich gab darauf keine Antwort.

„Und als dann nacheinander Knut und Zoe kamen, musste ich immer wieder an dich denken ...“

„Warum hast du dich dann nicht bei uns gemeldet?“, fragte ich leise, so leise, dass ich mir nicht sicher war, ob er mich überhaupt verstanden hatte.

Aber das hatte er.

„Wäre es gut gewesen, wenn ich gekommen wäre, als du

acht oder neun warst und als es sowieso schon zu spät war, eine richtige Vater-Tochter-Beziehung aufzubauen? Ich wäre dann einfach so mir nichts, dir nichts in euer Leben hineingeplatzt. Deine Mutter hätte das bestimmt nicht gewollt ...“

Jetzt schauten wir uns direkt in die Augen, aber dennoch war er mir fern und fremd. Er, sein Haus, seine Frau und seine anderen Kinder. Ich musste plötzlich daran denken, wie meine Mutter damals am Telefon zu Bernhard gesagt hatte, dass mein Vater noch nie einen Cent für mich gezahlt hatte.

Aber darüber konnte ich unmöglich mit ihm sprechen, das wusste ich.

Wir redeten noch eine Weile hin und her, und dann bat mein Vater mich um meine Adresse und schrieb sich unsere Telefonnummer auf.

Zu dritt gingen wir zur Tür.

„Ich melde mich bei dir, Lilli“, sagte er. „Versprochen, fest versprochen.“

Ich wollte es gerne glauben, aber ich hatte meine Zweifel, ob er sein Versprechen halten würde. Ich stand mitten in diesem fremden Haus, in dem mein Vater wohnte, und fühlte mich traurig und unbedeutend.

Warum hatte er ein schönes Haus mit einem Garten, und wir lebten in einer kleinen Dreizimmerwohnung in einem zehnstöckigen Haus mitten in der Stadt?

Wieder sah ich zu den beiden Fotografien seiner anderen Kinder hinüber. Da fielen mir die Bilder ein, die ich zu Hause für ihn herausgesucht und in den großen braunen Umschlag gesteckt hatte. Sie lagen immer noch in meinem Zimmer in der Schreibtischschublade. Plötzlich erschienen sie mir schäbig und wertlos gegen die edlen Aufnahmen, die gerahmt an der Wand hingen.

In diesem Moment klingelte das Telefon.

„Einen Moment, bitte“, sagte mein Vater nervös, ging quer durch den großen Raum zurück und nahm den Hörer ab. Aber der Moment dauerte länger und länger und Annalena und ich standen stumm und wartend neben der Tür.

Schließlich hatte ich genug. Und ohne wirklich darüber nachzudenken, was ich tat, zog ich plötzlich leise die schwarze Kameratasche aus dem Regal, räusperte mich und rief halblaut: „Wir müssen jetzt leider gehen ...“

„Oh, ja, bis demnächst, ihr beiden!“, rief mein Vater zurück und winkte entschuldigend wegen des langen Telefonats, ohne dass ihm auffiel, was ich da aus seinem Haus mitnahm ...

„Bist du verrückt?“, fragte Annalena erschrocken, als wir draußen waren. Ich zuckte mit den Schultern. „Er hat jahrelang keinen Cent für mich gezahlt“, sagte ich gereizt. Auf einmal konnte ich wieder reden. Mein Kopf war wieder frei.

Mit klopfendem Herzen ging ich nach Hause. Erst am späten Abend erzählte ich meiner Mutter, wo ich gewesen war.

Meine Mutter und ich aßen an diesem Abend ein ganzes Glas Liebesperlen leer. Liebesperlen gibt es bei uns immer dann, wenn die Welt völlig aus den Fugen ist, egal warum.

Meine Mutter und ich saßen lange nebeneinander in unserem unordentlichen Wohnzimmer, zwischen den Kunstwerken meiner Mutter, eingehüllt in laute Musik.

„Ich fühle mich irgendwie ganz leer“, sagte ich, und plötzlich musste ich schrecklich weinen.

Am anderen Tag rief mein Vater an, als ich in der Schule

war. Er vermisste seine Kamera, und nach und nach war ihm anscheinend ein Verdacht gekommen.

Als ich mittags nach Hause kam, schaute mich meine Mutter ernst an. Sie sah blass aus. „Du darfst sie behalten, Lilli“, sagte sie. „Pass gut darauf auf. Dein Vater sagt, es ist die kostspieligste Kamera, die er je besessen hat.“

Ich nickte, ging in mein Zimmer und holte den schweren schwarzen Fotoapparat aus der schwarzen Tasche. Vorsichtig sah ich durch das Objektiv. Durch mein offenes Fenster betrachtete ich so den Himmel.

Und plötzlich waren die Krähen wieder da, der ganze Schwarm. Und er zog schwarze Kreise am hellen Himmel. Ich knipste eine Menge Bilder, mitten hinein in den angefangenen Film meines Vaters. Die Krähen schossen hin und her, bis sie auf einmal in alle Richtungen auseinander stoben wie Asche im Wind.

Und wieder blieb nur ein einzelner Vogel übrig, der langsam davonflatterte.

Behutsam fotografierte ich ihn – mit dem einzigen Geschenk, das ich von meinem Vater bisher bekommen hatte.